

Isolda Mac Liam

## **Rapports de pouvoir**

*Aus: ›Die Eklats des Genießens‹ (agoRadio 26), Mai 2016*

Was ist Sex? Gemeinhin stellt sich die Frage nicht, denn definiert als eine bestimmte physische Handlung, zu der sich ein, zwei oder mehr Teilnehmer aufmachen, scheint die Sache weitestgehend begriffen. Man kann Sex kaufen, lernen, optimieren. Mit dem Schwinden der ihm auferlegten Tabus, grassiert ein Optimismus des ‚Sex‘, der mit Heilsversprechen und Selbstgesuchen versehen wird. Findet er vielleicht nicht auf der profansten Ebene des Alltagslebens statt, scheint er zumindest bekannt, wenn nicht sogar nützlich. So wird auch in Nancys Essay *Es gibt – Geschlechtsverkehr* eine Handlung zu Wort gebracht, die banal, alltäglich und durchaus durchführbar erscheint. Doch schon der Titel weist in seiner Paraphrase Lacans auf das unsichere Gebiet hin, auf das sich diese Auseinandersetzung begibt, handelt es sich doch um die ironische Verdrehung der berühmten Aussage, nach der es eben keinen Geschlechtsverkehr gäbe. Nancys ‚Sex‘ ist keine Abfuhr, er führt auch nicht in die Verschmelzung. ‚Sex‘ ist weder ergebnisorientiert, noch zweckgerichtet. Nicht einmal das Paar geht aus ihm hervor: er vermag keinerlei Sinn zu stiften. In diese semiotische Leerstelle fällt nun laut Nancy als „Tatsache“ oder „Sein“ des Sex das ‚Genießen‘ und dessen Unabschliessbarkeit: eine unendliche, sich selbst potenzierende Erregung, die nur sich selbst sucht.

Folgen wir Nancy, gibt es nicht nur den ‚Sex‘, sondern auch die Geschlechterdifferenz – allerdings nicht ‚die Eine‘: „es gibt keinen Geschlechterunterschied“ sagt Nancy und faltet demgegenüber die Achsen ‚männlich/weiblich, homo/hetero, aktiv/passiv‘ in ihrer vollen Variabilität aus. Die von diesen Kriterien umrissene sexuierte Subjektivität – bei Nancy eine gewisse „Determinierung der Identitäten“ oder des „Genießens“ – entfacht sich am ‚Sex‘. Die Produktion eines Wissen über sich selbst, ist hier lediglich die Aufgabe ‚des Geschlechtlichen‘: wo es differiert, erwirkt es die Verschiedenheit der Geschlechter. Die Klassifikation der Körper scheint selben Ursprungs wie die körperlichen Eigenschaften selbst, die sexuellen Präferenzen, sogar die Individuation überhaupt. Zugeschriebene Identität und reale Körper existieren auf derselben Ebene: ‚Unterschiedlich sein‘ und ‚unterschieden sein‘ wird hier zusammengeführt als Ausprägung eines ‚Genießens‘. Dass die Körper sich unterscheiden geschieht, Zitat, „*in dem notwendig doppelten Sinn, demzufolge sie sich trennen und demzufolge die Trennung erlaubt, dass es überhaupt ein Verhältnis zum anderen gibt*“, Zitat Ende. Die Körper trennen sich und

geben sich damit Anlass, einander zu erkennen: ihre Verschiedenheit ist ihre Geschlechtlichkeit.

(Verbucht man den Abgrund, der die Geschlechter teilt, nicht einfach als Voraussetzung ihrer Kommunikation, bleibt weitaus mehr als nur Genuss übrig: welches gesellschaftliche Einwirken geschlechtliche Überzeugungen hervorbringt, bleibt hier unerwähnt. Wird von Nancy die Geschlechterbinarität zugunsten einer größeren Variation aufgehoben, tastet diese sich dennoch entlang alter Dualismen voran. Diese haben mit der Feststellung, sie alleine reichten zur Einordnung nicht aus, kaum an Tragweite verloren. Ihre Hierarchie besinnt sich weiterhin vorrangig auf den Un-Männlichkeitsgrad der Physiologie der so Eingestuften.)

Trotz alledem ist der einzige Schrecken, der Nancys Liebhaber umtreibt, der der eigenen Endlichkeit, der unmöglichen Vereinigung. Distanz zum Anderen schmerzt bekanntlich, bietet den Protagonisten von *Es gibt – Geschlechtsverkehr* Grund zur Freude. Lässt uns ein augenzwinkernder Einschub auch mehr Körper imaginieren, kopuliert hier dennoch die sehr gewöhnliche Einheit/Zweiheit ‚Paar‘.

Es sei gestattet, den seligen Koitus des sich über die Seiten des Buches verdingenden Paares zu stören. Entzieht man ihm die angenommene Einvernehmlichkeit, bekommt der Befund Nancys, Genießen sei „die Tatsache oder das Sein des Sex“ einen fraglichen Beigeschmack. Als habe das Begehren die Fähigkeit, gleichgestellte Vertragspartner herzustellen, denen der wechselseitige Gebrauch gestattet wird, praktizieren den ‚Sex‘ nur vollständig aufgeklärte Subjekte, oder solche, die sich blind ihrem Begehren fügen. „Das begehrende Subjekt kann sich nur auf ein Subjekt, das selbst begehrt, beziehen“, so Nancy.

Allgemein wird Macht-Asymmetrien im Sex hier eher der Stellenwert einer etymologischen Kuriosität eingeräumt, Zitat: „*Bemerkenswert ist (...), dass die abwertende Bedeutung von *baiser* von einer Semantik des Wortes herrührt, die es unter die Kategorie des Habens einordnen lässt: sich betrügen lassen, sich besitzen lassen. (...) Dieser Sinn ergibt sich aus einer Vorstellung vom Akt als einer dominierenden Aneignung der einen oder des einen durch den anderen oder durch die andere. Dieser Vorstellung liegt ein Schema zugrunde, das die Werte und Rollen der Aktivität und der Passivität klar verteilt. Man weiß nur zu gut (...) wie zerbrechlich dieses Schema ist und wie stark die ‚passive Potenz‘ mit der ‚Passivität‘ verschlungen ist*“, Zitat Ende. Wird diese unschöne Konnotation von Akt als Aneignung ins Nebulöse der Vorurteile verbannt, lässt sie sich dort sogleich widerlegen und der klebrige Bedeutungszusatz des Sex, der weder

von der Zustimmung noch vom Genießen ihrer Partizipanten abhängt, umgehen. Auch Passivität mag an sich nichts Schlechtes sein, sieht man ab von dem Nachdruck, mit der sie als entscheidend weiblichen Charakterzug ihren Trägerinnen eingebleut wurde. Aus ihr eine Kraft zu machen, erinnert nicht nur von der Ferne an Mythologisierungen der Weiblichkeit als einer negativen Qualität, so wie sie zur Legitimation von Unterdrückung oder als Hinweis auf eine bereits auf natürliche Weise existierende Kräftegleichheit, herangezogen wurde. Die so zentralen Differenzen werden vielmehr im Sinne einer etwas losen Wechselwirkung beglichen, als dass ihnen tatsächlich nachgegangen würde.

Sofern eins angenommen werden kann, lässt das ‚Sein‘ des ‚Sex‘ sich natürlich schwer feststellen, aber lässt es sich darum als ‚Genießen‘ bestimmen? Nancy’s Wendung gibt den Ton an: *„Das Genießen ist nicht Genießen des Sex, so als ob er irgendein Gut wäre, das man besitzen könnte, es ist auch nicht Genießen durch den Sex, so als ob es einen Zugang zu irgendeinem Gut gewährte.“* Es geht darum, den Sex partout nicht zu verdinglichen, um ihn als nicht fassbares, nicht quantifizierbares Ereignis zu zelebrieren.

Das Aufleuchten des ‚Sex‘ als schwer subsummierbare Heteronomie, als schwer subsumierbares ‚An sich‘ wäre nicht zwingend gegenläufig zu feministischen Perspektiven, deren Augenmerk sich eher auf das richtet, was mittels dieser rechtfertigt und aufrechterhalten wird. Der Abstraktionsstand, auf dem ‚Sex‘ in Nancys Reflexionen präsentiert wird, könnte sogar einer Entschärfung des Sex als Wahrheitsproduzenten zuträglich sein. Ein „rein sinnlicher Sinn“, Sinn der noch nicht durch nachträgliche Festlegung eingegrenzt wird, liesse einen Spalt für’s Undeterminierte offen: Weder einen guten, noch einen schlechten Sex, weder einen der Angst, noch des Genießens. Viel eher einen leeren Sex, einen ohne in sich ruhenden Sinn, aber mit vielen, einschneidenden und außer ihm stehenden Effekten. Mit dem Begriff des Genießens, das schließlich auch gelernt sein will, wird diese Öffnung allerdings versperrt.

Es mutet zuweilen an, als würde der Sex hier zum letzten Reservat einer unmittelbaren Dimension jenseits der vermeintlich rationalen Welt deklariert, dessen Akteure von diesem auf eine tiefere Weise gebunden werden, als es der Gesellschaft möglich wäre. So bricht auch die Aussage Nancys *„Geschlechtliches ist da, wo keine Produktion auch immer statthat.“* mit den Zusammenhängen, in denen sich ‚Sex‘ ereignet und reinigt ihn von seinen möglichen Folgen – die Fähigkeit sowohl Subjektivitäten, als auch Produkte im Sinne des Mehrwerts hervorzubringen. Von jeglicher zeitlicher Dimension entledigt, ‚blitzt‘ nun mehr auf, dass das Genießen sich im selben Moment verflüchtigt, wie es dem Genießenden widerfährt, Zitat: *„Das Genießen ist nichts, was sich erreichen lies-*

*se: Es erreicht sich selbst und verzehrt sich, sobald es sich erreicht, es verbrennt seinen eigenen Sinn, das heißt es lässt ihn aufleuchten, indem es ihn verglüht.“* Zitat Ende. Dass es sich hierbei nicht mehr um ein Produkt handelt, setzt ein Produktverständnis voraus, das nur feste Dinge kennt, keine Stimmungen, Beziehungen. Vor dem Industriesektor der Dienstleistung, von denen die Sex-Arbeit nur eine ist, wirkt dieser Begriff etwas fragwürdig, denn gerade dort werden Verhältnisse fabriziert und zum Verkauf angeboten.

Soll der Akt selbst weder Ergebnis noch Ertrag haben, kommt er als Erfahrung der eigenen Differenz gewissermaßen dem „Schwindelgefühl des Existieren selbst“ nahe. Das zeigt den Standpunkt des Empfindenden. Ihm ist alles ‚anders‘, alles Grenze an der er sich spürt: die Luft genauso wie der begehrte Körper. Nach Abzug dessen, was sein Schicksal so verschieden macht, wird die Konfrontation mit der Alterität des Anderen zu einem genießbaren Schmerz – einer pikanten Lust, die alle Unterschiede eingeebnet hat und sich einer Kontemplation der Sprache widmet, deren Pointe es ist, die Unmittelbarkeit des ‚Sex‘ als nervenkitzelnde Versagung des Sinns zu erfahren. *Ça résiste plus encore que le vide.* Mag der Kern, um den sich Diskurse der Sexualität ranken, erstaunlich hohl bleiben, büßen diese nichts von ihrer Wirksamkeit ein. Sie darum unbekümmert beiseite zu schieben, entspricht gewissermaßen einer patriarchalen Logik, die ungebetenen Produkte der Leidenschaft an die geschlechtlich Andere(n) abtreten zu wollen.

Was bleibt also? Ein immer schon seiendes Verhältnis, dem sich die Einzelnen fügen. Ein Sex, bar jeder Intention der ihn Praktizierenden, der vielmehr die Lebenden durchfährt, gleich einem Auftrag zum Genießen. Etwas in die Sprache tauchen, das darin nicht restlos aufgehen kann hinterlässt einen vergnüglichen Rest: Auch das kann endloser Genuss sein. *»Éteins ton âme, Justine, comme tu nous vois endurcir les nôtres; Tâche de te faire des plaisirs de tout ce que alarme ton coeur.«*